

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(20. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H. München 1935.

„Und auch Sie, Mad,“ begann Brigitte nach einer Weile, und Madenzie fuhr auf, „Sie hatten es erst so eilig, abzudampfen, als hätten Simpson & Kelly wirklich Pleite gemacht — ja, denken Sie nur daran, wie Sie uns an der Friedrichstraße empfingen und wie Sie meinem Bruder zugeföhrt haben, hier die Zelte abzubauen, und auf einmal . . .“ Brigitte schloß mit einer weiten Handbewegung und schaute sich ringsum, als stände sie auf dem Funkturm und betrachtete die Stadt zu ihren Füßen. Madenzie rutschte etwas unruhig auf der blankgeföhnten Steinplatte herum.

„Ich finde es hübsch hier, wunderhübsch.“ Sein Blick glitt in den violetten Himmel ab und blieb schließlich an der matt schimmernden Kuppel des Schlosses hängen. „Glauben Sie mir,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „man beurteilt uns Amerikaner meistens falsch. Nein, wir sind gar nicht solche Trottel, die immer nur ‚Oh yes‘ und ‚Schätze Sir‘ sagen. Sehen Sie, es gibt zwei Sorten von Leuten. Das sind einmal die flüchtigen Besucher Amerikas, die einem auf die Nerven fallen mit ihrem europäischen Dünkel, die alles bei uns grotesk finden und ein ekelhaftes Mitleid für uns haben. Und dann die andern, die ausgebrannt überkommen und merkwürdigerweise meistens drüben hängen bleiben, wenn sie auch Geld genug gemacht haben, um sich wieder in der alten Heimat niederlassen zu können. — Jawohl, die schlechte Meinung über unser Land und seine Menschen kommt von diesen verdammten Kerls, die ihre Nase gerade bis an die Küste stecken! Und sie bringen Amerika keine Liebe entgegen! Das ist es! Gewiß, wir sind ein bißchen roh und laut . . . aber man kann doch ein Kind nicht dafür verhasen, daß es quiekt und lacht, nicht wahr?“

Er sah sie an, und sie nickte.

„Das ist verdammt fein, daß Sie mich so verstehen, Fräulein Brigitte,“ sagte er begeistert; „und was ist da von roh und laut sagte, das bezieht sich selbstverständlich nur auf die Masse, auf Amerika in seiner Gesamtwirkung. Aber der einzelne . . .“ er biß eine Zigarre ab und spuckte den Tabak energisch von sich — „Sie entschuldigen schon, hier schneidet man die Zigarren ab.“

„Beißen Sie ruhig, wenn es drüben so üblisch ist.“

„Bei uns schneiden nämlich nur die Ausländer.“

„Und der einzelne?“ fragte sie.

„Ach so, der einzelne — da gibt es zarte und robuste Naturen, genau so wie in Europa. — Ich zum Beispiel liebe ein geordnetes Heim, wahrhaftig — ich

bin ein häuslicher Mensch, ja, und bevorzuge die Stille und habe meine Freunde unter den Büchern, das heißt, ich möchte welche haben, wissen Sie, ich leide zuweilen direkt unter meiner Unbildung. Aus mir wäre etwas zu machen, wenn jemand sich mit mir ein wenig Mühe geben wollte.“ Er brach plötzlich ab. „Meinen Sie nicht, daß wir jetzt gehen? Ich finde, es wird kühl — und Sie haben Ihr Täschchen im Hotel gelassen, obwohl ich Ihnen dazu riet, es mitzunehmen — sehen Sie wohl?“

*

Der Diener behielt die Tür in der Hand. „Sie wünschen, mein Herr?“ fragte er von oben herab.

„Ich wünsche Herrn von Hellborn zu sprechen.“

Der Blick des Dieners glitt mißbilligend über Jollis Reiseanzug. „Ihre Karte, wenn ich bitten darf.“

„Hab' keine — und nun machen Sie gefälligst Platz!“

„Erlauben Sie bitte! In welcher Angelegenheit?“

„Darüber möchte ich lieber mit meinem Bruder selber sprechen.“ Jolli hatte seinen Zeigefinger in den Kragen der Livree ein und ließ sich von dem Oh und Ah stammelnden Mann über eine Treppe zu Toms Arbeitszimmer führen. Vor der Tür angekommen, legte er dem Diener die Hand ums Genick, drehte ihn in der Richtung, aus der sie soeben gekommen waren, und gab ihm eine kleine Beschleunigung mit auf den Weg. „Schließen Sie die Haustür ab, junger Mann — und passen Sie gut auf, daß uns niemand stört,“ sagte er wohlwollend. „Von jetzt an empfängt mein Bruder niemanden mehr, verstanden?“

Er klopfte an und öffnete die Tür, ohne die Einladung abzuwarten. Tom saß vor seinem Schreibtisch in der Mitte des Zimmers. Es war ein großer Raum mit einem breiten, dreiflügligen Fenster. Nicht allzu hell, da die schwarzen Eichenmöbel viel Licht verschluckten. Rings um die Wände liefen mannshohe, dichtbestellte Bücherborde, die in regelmäßigen Abständen von verschleißbaren Schränken mit Glastüren unterbrochen waren. Ueber dem Zierkamin hing eine großartige Landschaft des Joachim Patinier, eine ganze bunte Provinz sozusagen, mit silbernen Wasserläufen, befestigten Türmen, freischwebenden Zugbrücken und dunklen Wäldern, mit roten Dörfern, sanften Hügeln, Liebespaaren, flötenden Hirten, einer Jagdgesellschaft und einem schmalen Strich dunstigen Himmels, der

mit dem blau verschwimmenden Hintergrund zusammenließ.

Tom fuhr auf seinem Stuhl halb herum. Er konnte seine Ueberraschung nicht verbergen. „Du bist noch in Deutschland? — Simone schrieb mir doch vor zwei Wochen, daß du . . . Also du bist hier“ — er stand auf und ging Jolli einen Schritt entgegen, und rich dann, als der näher kam, langsam und mit den Händen fast geflüstertlich auf dem Rücken, gegen den Schreibtisch zurück, wo er in abwartender Haltung stehen blieb. „Und was führt dich her?“

„Das letzte Gespräch zwischen uns . . .“

Tom schnitt den Satz mit einer scharfen Bewegung ab.

„Ich wünsche es nicht fortzusetzen!“ sagte er kalt und richtete sich auf. Seine Hand fuhr nach rückwärts über die Tischplatte, in die ein Klingelknopf eingelassen war. „Wir haben uns nichts mehr zu sagen, Hans! Es tut mir leid, daß ich dich bitten muß, mein Haus zu verlassen, aber nach allem, was zwischen uns vorgefallen ist.“ Sein Finger lag auf dem Klingelknopf.

„Es ist fraglich, es ist sogar unwahrscheinlich, daß ich zu dir gekommen wäre,“ sagte Jolli bedächtig, „wenn es sich darum handeln würde, dir zu bestätigen, daß du von deiner Frau hintergangen wirst.“

Toms Hand glitt langsam und zögernd nach vorn. „Du kommst, um dich zu entschuldigen.“ Es klang wie ein Befehl.

„Für den Verdacht, den ich damals aussprach! Gewiß!“ — Sein eigentümlicher Tonfall veranlaßte Tom zu einem heftigen:

„Und sonst?“

Hans Hellborn kam zwei Schritte näher. „Die Geschichte liegt etwas anders, als ich zuerst annahm,“ sagte er stoßweise. „Zwischen Herrn Starosch und deiner Frau bestehen keine intimen Beziehungen . . . sondern sie sind Verbündete — nein, du verstehst nicht — politische Verbündete.“

„Was soll das heißen?“ fuhr Tom jäh auf.

„Das soll heißen, daß Starosch und deine Frau am Werke sind, Warjethen zu einer Agitationszentrale zu machen — zu einem Ausgangspunkt für politische Operationen, deren Hintermann ein gewisser Constantin Balins zu sein scheint.“

Sekundenlang war es totenstill im Zimmer. Und die schwachen Geräusche, die von der Straße heraufdrangen, schienen die Stille noch zu vertiefen, noch eindringlicher zu machen. Und dann ließ Tom die Arme sinken; aber sie fielen nicht schlaff an den Körper, sondern standen krampfhaft wie Henkel von den Schultern ab, und seine Hände sprangen nach vorn und spannten sich zu würgenden Zangen. Und Schritt für Schritt, fast ohne die Füße vom Boden zu heben, schob er sich starr auf Jolli zu — der mit den Händen in den Rocktaschen einen Angriff erwartete.

„Du lügst, Mensch!“ keuchte Tom. Seine Augäpfel hatten sich plötzlich mit roten Aederchen überzogen und glitzerten feindlich und drohend eine Handbreit vor Jollis Gesicht. — „Du lügst!“ schrie er ihn an und krallte die Finger in seine Schultern. Er schüttelte ihn: „Das ist nicht wahr, nein, das ist nicht wahr!“ Seine Stimme überschlug sich und gurgelte wie die eines Ertrinkenden, wie die Stimme eines Erstickenen in höchster Atemqual.

„Die Beweise,“ begann Hans Hellborn ruhig und griff in die Brusttasche.

Aber es war plötzlich, als bedürfe es seiner Beweise nicht mehr, um Tom zu überzeugen. Lag es in dem unerbittlichen Ernst seines Blickes, in der starren Unbeirrbarkeit, mit der er sich vor den Bruder hinge-

baut hatte? Tom erlahmte plötzlich in seinem erregten Anlauf, seine Augen bekamen einen ungläubigen, fast kindlichen Ausdruck — als habe sich eben ein Vorhang vor ihm geöffnet, der ein bizarres Bild entschleierte. Ein Bild, das all die untergründig geahnten falschen Töne, die halb bewußt, halb unbewußt übersehenen Belanglosigkeiten, die falschen Gesten, Lügen, Heimlichkeiten, Ausflüchte, zwischen denen er gelebt hatte, zu einer klaren, zu Boden schmetternden Wahrheit zusammensetzte. Ein Bild, das besser bewies als alle Unterlagen beweisen konnten, die Jolli herbeigetragen hatte.

„Nein! Nein!“ schrie Tom. Er schlug die Hände vor die Augen. Seine Schläfenadern schwellen an, als müßten sie in der nächsten Sekunde platzen. Und dann tastete er blind nach einem Halt, fand mit der umherfuchenden Hand die Lehne seines Schreibessels, und sank schwer hinein. —

„Den Revolver hast du mir schon im voraus in die Hand gedrückt, he?“ Das Kinn fiel ihm auf die Brust. Er schloß die Augen. Er war erschöpft, fertig mit allen Kräften, ausgepumpt und zerbrochen.

„Du weißt, daß du mich beleidigst,“ sagte Jolli leise. „Aber macht nichts . . .“ Er trat dicht an Tom heran; er legte ihm die Hand weich auf die Schulter. Eine heiße Zärtlichkeit durchströmte sein Herz. —

„Was willst du noch?“ fragte Tom leer. Er erhob sich plötzlich unter Anspannung aller Willensträfte. Mit ungeheurer Energie stand er gerade und starr ausgerichtet vor dem Bruder. „Ich habe es geahnt — nicht den Verrat — einen Verrat an mir. Und ich wurde beruhigt . . .“ Er nickte sinnlos, und es sah ihm weh zu tun. — „Ich danke dir, Hans,“ sagte er heiser. „Verzeih, daß ich mich so gehen ließ. Es brach zu plötzlich über mich ein. — Gib mir die Hand — es ist alles in Ordnung zwischen uns. — Du wirst die Geschichte auf Warjethen ins Reine bringen — vielleicht, ohne Simone weh zu tun . . . Und nun geh. — Ich werde hier alles ordnen . . . nein, du brauchst keine Furcht zu haben, daß ich die Haltung zum zweitenmal verliere . . .“

„Unsinn, Tom! Nein! Und ich werde nicht gehen, was denkst du eigentlich von mir? Dich im Stich lassen? — Nein, alter Tom, und du wirst keine Dummheiten machen! Wenn du schuldig wärest . . . aber auch dann würde ich dich nicht verlassen, noch weniger als jetzt!“

Toms Blick lief an ihm vorbei.

„Schuld“ — er sprach das Wort langsam aus; er wog sein Gewicht mit der Hand und horchte ihm nach, „nein, ich bin nicht schuldig an den Vorgängen auf Warjethen. Aber mitschuldig! — Du verstehst mich nicht? Verantwortlich, ja. In der letzten Konsequenz. Wie ein Offizier, den seine meuternde Truppe in die Flucht mitreißt. Was bleibt da übrig?“ — Er biß sich auf die Lippen. Das Blut sprang rot unter die Haut, und sie standen schmal und wie gefärbt in seinem bleichen Gesicht.

„Und — es bricht jetzt alles zusammen. Der Zweck meines Lebens. — Man lebt stets, wie man leben muß. Nicht du — es lebt, es. Und falsch oder richtig? Wer will das entscheiden? Die Vorzeichen ändern sich von Tag zu Tag, und der Erfolg heißt Plus, und der Mißerfolg Minus.“ — Er stützte sich auf den Schreibtisch. Bei Gott, er lächelte, ganz abgeschlossen und fertig mit allem. Und er sprach wie ein Schauspieler, der eine Rolle memoriert. An niemand gerichtet. Einfach ins Leere hinein. Er sprach kraftlos und ohne Steigerung, fast ohne die Lippen zu bewegen und mit kaum merkbaren Pausen zwischen den Sätzen. Und Jolli fielen zuerst nur einzelne Silben

dieses monotonen Monologes zu, Wortfetzen, ohne Bedeutung und Zusammenhang.

... die Gestalt des Herostrot zum erstenmal auftauchte. Ich bin noch sehr jung gewesen. Ich weiß, daß sie mich nicht mehr losließ, daß sie mich bis in meine Träume hinein verfolgte. Sie rüttelte mich auf. Sie erfüllte mich mit geheimnisvollen Schauern und brannte sich tief in mein Bewußtsein. — Und es ist wunderbar, wie ein Schemen lebendig werden kann. Wie so etwas aufsteigt und neben dem eigenen Leben hergeht, immerzu und immerzu, in alle Tiefen hinein verstanden wie ein lebendiges Schicksal — wie eine

Seele hinter Glas. Ehrgeiz . . . Ruhm um jeden Preis. —

Ich war ja noch ein halbes Kind, aber schon damals hatte ich einen wilden Drang, hoch hinaus zu kommen. Ich weiß nicht mehr, was ich eigentlich wollte. Es waren unklare Ziele, nebelhafte Wünsche — so hoch, daß sie schon hinter die Wolken reichten. Es brannte in mir. Mir schwebte ein mittelalterlicher Universalismus vor — und ich gastierte bei allen Fakultäten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schrei des Nashornvogels

Eine Frontgeschichte von Cesare Altamura.

Diese dem Kriegserlebnis des italienischen Soldaten entsprungene Skizze wurde ins Deutsche übertragen von Otto Clingen.

Leutnant Zerbini war auf seinem Kontrollgang beim Posten 7 angekommen. Ueberall richtete er die gleiche Mahnung an seine Leute: „Sie sind wie Tiere grausam. Mit ihren Messern gieren sie nach unseren Hälsen. Achtet auf alle Geräusche!“

Die äthiopische Nacht, zwei Meilen nordwestlich von Afsum, hatte Myriaden von Sternen angezündet. Gespenstisch reckten sich aus der Ferne die weißen Zacken des dreitausend Meter hohen Dembeo in das unwahrscheinliche Blau des Himmelsbogens über der Tigre-Landschaft. Die Hitze aus dem fauligen Boden der acht Kilometer breiten Talschlucht verdampfte rasch; in den Köpfen der Soldaten erzeugte sie ein unangenehmes Schwindelgefühl, dazu kam der erregende Duft aus den nahen Eukalyptushainen. Ab und zu zerrte das Getöse einer Meerlärche am Trommelfell der Sicherungsmänner vom 84. Infanterie-Regiment. Fledermäuse, so dick und rund wie Kürbisse, tauchten aus dem Nichts; ganz plötzlich schienen sie wie Samt herniederzufallen; lautlos irgendwoher von den Sternen. Ein Perlhuhn knarrte. An die Stiefel der Posten heftete sich allerlei ekles Gewürm; wie erstarrt hielten Termiten auf ihren Raubgängen vor dem unbekanntem Geruch des Leders, dann firrten sie eilig davon. Leuchtkäfer krochen ohne Hast an den Schäften der Karabiner entlang, und ständig schauerte das allzu lästige Krabbeln zahlloser Fliegenarten über die nackten Hände und Gesichter der Männer.

Keiner rauchte. Wie wohl hätte den Soldaten eine Zigarette getan, gerade in dieser Sekunde, da das Jucken um Nase und Mund immer unerträglicher wurde. Keiner dachte an etwas. Afrika war noch so neu. Die Abschiedsglocken von Napoli hingen den Burschen noch in den Ohren, das Gezeter der Mädchen. Briefsetzen von den Eltern tauchten im Gehirn auf und entschwandten. Das Schaukeln des Transporters durch die Straße von Suez, der Gestank über dem Kanal meldeten sich für den Bruchteil von Sekunden. Alles kam wie von selbst, die Erinnerungen, — man brauchte gar nicht zu denken.

Die Jungens von Manduria und Basto, von Barino und Grosinone, aus den Ebenen Apuliens und von den Hängen der Abruzzen erlebten ihr erstes Abenteuer. Wie bei hitzigen Föhlen auf unbekannter Weide bebten die Nasenflügel der Wachtposten.

Krieg?! Das war gutes Essen, tadellose Uniform, doppelter Tropenlohn. Krieg, das waren hundert Kleinigkeiten im Kampf mit dem Klima Afrikas. Kameradschaft, ein Gefühl: Du, du, du . . . nicht ich, immer du, du, der andere! Was das nicht der Krieg?! Sacramento! Krieg, das waren Tanks, kleine, große, große, kleine! Pferde, Gewehre! Krieg, da hüpfen und sprangen die Räder der Kanonen über Hänge und Geröll, durch Täler voll Morast und Wälder, unaufhörlich, vorwärts, Rohr an Rohr! Gewitterwände von Kamelen: Krieg! Da fielen die Maulesel wie Rosinen aus den Schiffsleibern! Aber das Schönste am Krieg waren doch die Vögel! Sie schnaubten und takteten, dröhnten und brüllten: Vögel von Stahl, wie Raketen aus der Strato-

sphäre! Mussolinis Katapultgeschosse! Flieger! Flieger! Warte, Negus: Flieger! Aus den Horsten Erythräas, summend, brummend, polternd, speiend! Aus den Rillen brauner Erde: Stahlgelügel, rasend, tosend, steil sich bäumend! Luft wie Mandelkuchen schneidend! Surrmaschinen. Brandlawinen! Warte, Negus, unsere Täubchen aus Palermo grüßen schön!

Krieg!

In den Jungens auf Wachtposten zwei Meilen nordwestlich von Afsum träumte und schäumte es von selbst.

Ufese?

Jawohl!

Jucken über fauligem Brodem?

Jawohl!

Die Jungens sogten an Zitronen und dachten nicht an das Fieber. Hörten nur auf Geräusche. — —

Leutnant Zerbini war beim Posten 12 angekommen, immer wiederholte er die gleiche Mahnung am Schluß der Instruktion. Er flüsterte sie und ging. Auch ihn pumpte die nächtlich verdampfende Hitze der modrigen Talschlucht das Blut rascher nach dem Gehirn. Leutnant Zerbini dachte an nichts, dennoch schnurrte das Mitroräderwerk der Nerven.

Neu war Afrika, wie schön! Geheimnisvoll kam es dem Sohn Kampaniens, ohne Anhang, ohne Frau, jung, jung! Alles für die Größe Italiens! Mochte die Mutter unter dem Dach der Hütte von Eboli beten! Wie fern war dem Stürmer von Adua aller Mütter Furcht und Bangen!

Fremd und fern . . .

Drangenhaine und der Duft reifer Aprikosen. Früchte süß und Früchte herb. Mädchen bitter, nach der Liebe Sturm. Blühtenrausch vor Betrogensein. Bier und Lust. Heißer Atem! Schwüle und die Kühle des Chianti. Hohe Türme. Rom und seine stolzen Römerhallen. Benedig, Gondelieren und Paläste. Milano, Parma. Rast auf Bergen, in den Tälern . . . Heimat! Hochgefühl der Freiheit, sich zu schlagen! Heimat in die Ferne tragen dürfen . . .

Unaufhörlich wie in einem Kaleidoskop jagten und stießen sich die Gedankenbilder in dem Soldaten Zerbini. Nach dem Abtaffen des letzten Postens nahm der Leutnant Kurs auf das Zelt des Stabes. Es war Mitternacht geworden. Der Boden dampfte kaum noch. Mit der ebenso plötzlichen Kühle war das Blut zur Ruhe gekommen. Es rumorte und phantasierte nicht mehr. Allmählich verloren sich die letzten aufgeregten Stimmen aus dem Innern, und automatisch verstärkte sich das äußere Wachsein. Fledermäuse taumelten aus dem Nachtblau dem Offizier auf den Weg, schauerliche Samtkolbde. Ein Warzenschwein grunzte. Ganz nahe begann der Ziegenmelker sein eintöniges Lied. Aus der Ferne antwortete das häßliche Klaffen der Hyäne. Am Rande des Eukalyptushaines fiel der Frankolin ein. Nichts Lebendes aber rührte sich vor den Schritten des Wachthabenden.

Da, auf einmal, der Schrei eines Kindes . . . Leutnant Zerbini stutzte, ein erschütterndes Quäken, schnell brach es ab. Gleich griff ein Graupapagei die entsetzlichen Laute auf, schwatzte dreimal kurz und schrill. Nach einer Weile gespensterte der Schrei des — Nashornvogels von neuem, unmittelbar neben dem Offizier, so daß ein Schauer ihm den

Rücken herunter lief. Zerbini war es, als ob sich seitlich aus dem Busch eine klebrige Hand in seinen Nacken verkrampfte. Es schwindelte dem Leutnant. Wie er auf einmal leuchtend nach Luft rang, lautlos in die Knie, auf den Boden sackte, sah er den Schrei über sich gebeugt ... zwei Augen, weit aufgerissen. Aus den Zähnen des nackten Würgers aber sprang das Messer tief ihm in den Hals ...

„Zu Befehl!“ wiederholte am Telephon Hauptmann Flori vom Stabe des I. Bataillons dem Kommandeur des 84. Infanterie-Regiments, „Leutnant Zerbini und die Gefallenen vom Abschnitt 3 der Vorposten-Sicherung erhalten gemeinsamen Hügel vor Althum!“

Vier Stunden waren seit dem Ueberfall der Bande Kas Sepoums vergangen. Das Zischen und Fauchen der Leuchtflugeln, die Detonation der Handgranaten, das Abwehrgebell der Maschinengewehre hinter dem Stachelbraht der besetzten Stellung hatten aufgehört.

Meine erste Filmrolle

Von Arno Sommerfeld.

In Stettin habe ich zum erstenmal die Bretter, die die Welt bedeuten, betreten; leider hatte man aber nicht gerade auf mich gewartet, so daß es mit meiner Beschäftigung nicht weit her war. Aus diesem Grunde hatte ich viel Zeit, die ich dazu benutzte, mir in den Hafenkneipen von alten Seebären die Hude voll lügen zu lassen und mich mächtig in unsere erste Liebhaberin zu vergucken.

Und ich war todunglücklich, daß sie von mir nichts wissen wollte.

Das änderte sich erst, als wir uns zufällig in einer Gesellschaft trafen, zu der man mich hauptsächlich aus dem Grunde gebeten hatte, um „Musik“ zu machen. Also nicht meiner schönen Augen wegen.

Ehrlich, wie ich bin, will ich das ruhig eingestehen.

Na, und da das Essen ganz leidlich war, habe ich die guten Leute in ihren Erwartungen auch nicht enttäuscht, habe mich zu mitternächtlicher Stunde an den Flügel gesetzt und gewaltig in die Tasten gehauen.

Das veranlaßte dann die schöne Frau, huldvollst zu mir zu sagen: „Sie scheinen ja gar nicht solch alberner Mensch zu sein, wie ich immer dachte, jedenfalls haben sie wundervoll gespielt ... Und mit ihren wirren Locken sahen Sie beinahe wie Beethoven aus!“

Wie glücklich ich auf dem Nachhausewege war, kann man sich vielleicht vorstellen, denn in Gedanken sah ich mich schon mit ihr auf der Hochzeitsreise. Dazu ist es aber nicht gekommen, denn ...

Eines Tages wurde am Hafen gefilmt; und da die Berliner Filmmontels noch ein paar Schauspieler für kleine Rollen benötigten, hatten sie sich an den Regisseur unseres Stadttheaters gewandt und ihn gebeten, ihm ein paar Leute zu besorgen.

Der hatte ihnen auch diesen Gefallen getan, und so kam es, daß ich für fünfundzwanzig Mark einen Schiffer mimate, der, heimgekehrt von großer Fahrt, freudig Frau und Kind begrüßt.

Die Aufnahme auf dem Dreimaster war übrigens sehr nett, weniger schön aber, was nun kommt.

Die Leuten von der Filmgesellschaft waren nämlich sehr in Eile, weil sie an demselben Tage noch Aufnahmen in Swinemünde machen wollten; aus diesem Grunde habe ich mich auf der Straße, hinter ihrem Auto versteckt, schleunigst umziehen müssen.

Dabei ist nun das Unglück geschehen, daß sie mit meiner Hölle losgefahren sind, und ich unter der johlenden Menge nur halbangezogen dastand.

Den Schifferanzug hatte ich ihnen nämlich schon ins Auto gereicht.

Und in diesem kritischen Augenblick kam gerade meine Angebetete vorbei, um mich in meiner „großen“ Filmrolle zu sehen.

Natürlich war ich seit dem Tage vollkommen Lust für sie, was ich ihr aber gar nicht mal so sehr verdanken kann.

Bekanntlich sind schon Könige in Unterhosen keine imponierenden Gestalten; wie muß das aber erst ausgesehen haben, als ich da in meinem wenig salonsfähigen Aufzug und in heller Verzweiflung dem Auto nachgerannt bin?

Büchertisch

Daniel-Kops: Tod wo ist dein Sieg? Roman. Aus dem Französischen übertragen von Dr. Marcel Bobé, Priv.-Doz. Freiburg, Schweiz.

Im Verlag der Universitätsbuchhandlung Freiburg, Schweiz, erscheint eben in deutscher Uebersetzung das bisher größte und geschlossenste Werk des bedeutendsten, nach 1900 geborenen französischen Schriftstellers: Daniel-Kops: Tod wo ist dein Sieg?

Der Autor, heute 34jährig, hat im Verlauf eines 10jährigen, ununterbrochenen Aufstiegs ein Duzend Bücher herausgegeben: kulturpolitische Studien, literaturkritische Essays, Monographien, Novellen Sammlungen und Romane, die eine allseitige Beachtung gefunden haben. Sein jüngstes Werk: Tod wo ist dein Stachel? ist bald nach dem Erscheinen der französischen Originalausgabe zum heftigsten umstrittenen Roman des Jahres geworden. Leidenschaftlich haben sich die bedeutendsten Kritiker mit dem Buch auseinandergesetzt.

In kühnem dreiteiligen Aufbau, der sich an die Seite der gewaltigsten französischen Romankompositionen stellt, schildert Daniel-Kops den Weg einer glühenden Frauenjesele vom entscheidenden Zusammentreffen mit der Gewalt des Bösen durch die Tiefen der Schuld bis zur endgültigen Läuterung. Lebendiges, zwischen Liebe und Haß stürmisch hin- und hergezerrtes Menschenschicksal, von einem verantwortungsbewußten Künstler virtuos gestaltet, stellt die Leser wahrhaftig vor Entscheidungen. Seit Jahren ist kein Roman von so hohem Wert mehr erschienen. Besonders hervorzuheben ist auch die glänzende Uebersetzung von Priv.-Doz. Dr. Marcel Bobé, Freiburg. Die Wiedergabe des Originaltextes ist peinlich genau, doch von einem wirklichen Meister der Sprache geschaffen.

„Kleine Bücher“

Während ihres kaum dreijährigen Bestehens hat sich die im Albert Langen/Georg Müller-Verlag in München erscheinende „Kleine Bücherei“ unter den zahlreichen wohlfeilen Buchreihen einen mit Ruhm und Ehren ausgezeichneten Platz erobert. Auch die neuen drei Bändchen von Hermann Claudius, Wilhelm Schäfer und Emil Strauß sind wert, geachtet und geliebt zu werden als echte Zeugnisse eines wahrhaften und unbeirrten dichterischen Geistes.

Nr. 55: **Hermann Claudius:** „Wie ich den lieben Gott suchte“ u. a. Erzählungen. — Der Lyriker Hermann Claudius, als Nachfahre ein anderer, aber gleichwohl nicht Geringerer als der große Matthias Claudius, hat schon einmal aus der Bescheidenheit seines reifen Alters heraus von seinen frühesten Kindheitserinnerungen erzählt. Was er damals in dem Büchlein „Armantje“ (Kleine Bücherei Nr. 38) über seine ersten Jugendjahre zu berichten wußte, das Auf und Ab von Freude und Leid im ewigen Kreislauf des Lebens, erzählt nun eine glückliche Ergänzung in diesen neuen Geschichten. Schlicht und wahrhaft bescheiden offenbaren diese Geschichten die Innigkeit seines Gemütes und die Einfalt und Frömmigkeit rechter Gotteskindschaft — ein schönes, von innerem Leuchten verklärtes Bekenntnis zu Heimat und Jugend.

Nr. 56: **Wilhelm Schäfer:** „Die Fahrt in den Heiligen Abend.“ Weihnachtsgeschichte. — Wie ein eigenfichtiger und dunkelhäufiger Bankprokurist kurz nach dem Kriege auf einer Weihnachtsfahrt in seine Heimat durch einen der unbekanntesten Kameraden aus dem großen Kriege die verwandelnde Kraft des Weihnachtswunders an sich erfährt, wie sein Berufsdünkel und Standeshochmut vor der einfachen Menschlichkeit dieses weisen und gütigen Fremden zerbricht, und wie er — mit einem Male von den tieferen Mächten unseres Daseins angeührt — seine eigene Nichtigkeit erkennt, dem anderen mit dem Wort „Kamerad“ sich in brüderlicher Liebe und Treue anschließt und von Stund an ein neuer Mensch wird: das ist der Inhalt dieser meisterhaften Erzählung Wilhelm Schäfers.

Nr. 57: **Emil Strauß:** „Der Schleier.“ Novelle. — Eine ganz besondere Kostbarkeit bedeutet für die „Kleine Bücherei“ das Bändchen „Der Schleier“ von Emil Strauß. Denn diese Novelle, die bisher nur in einem größeren Geschichtenband erreichbar war, zählt seit ihrem ersten Erscheinen unbestritten zu den schönsten und tiefsten Dichtungen der Gegenwart. Es gibt nicht viele Kunstwerke, die auf knappstem Raum das Schicksal dreier Menschen, Leidenschaft und Schuld, Güte und Vergebung mit gleicher meisterlicher Vollendung in den Bereich höchster Gültigkeit erheben.

Jedes Bändchen gebunden 80 Pfg.